



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Berg, W.: Ferdinand Freiligrath : ein Gedenkblatt zur hundersten
Wiederkehr seines Geburtstages

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ferdinand Freiligrath

Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages

Von Prof. Dr. W. Berg-Karlsruhe



Im Cottaschen Verlage erschien 1838 ein Band Gedichte, die eine ganz gewaltige Wirkung ausübten und den Namen ihres Verfassers, der in bescheidener kaufmännischer Stellung in einem Barmer Großhandels Hause tätig war, mit einem Schläge berühmt machten. Dieser Mann war Ferdinand Freiligrath. Hundert Jahre sind es her — es war am 17. Juni 1810 —, seitdem er in Detmold als einziger Sohn des Bürgerschullehrers Joh. Wilh. Freiligrath und seiner Frau Luise geb. Tops geboren wurde. Die Beschränktheit der Mittel nötigte den Vater, seinen fleißigen und hochbegabten Sohn, der als Fünfzehnjähriger eben vor der Schwelle der Prima stand, aus der Schule zu nehmen. Ganz gegen seine Neigung erlernte Ferdinand in Soest die Handlung und trat dann, erst in Amsterdam, später in Barmen in kaufmännische Stellungen. In seinen Mußestunden lebte er dem Studium der neueren Sprachen und Literaturen, sowie der Übersetzerarbeit und eigener poetischer Tätigkeit. Seine innerste Anlage und der Zwang seiner Lebensumstände hatten ihn dazu geführt, von vornherein in eine besondere poetische Richtung einzulenken. Die Sehnsucht nach der Ferne war ihm schon seit der Kindheit eigen, seitdem die von ihm so ergreifend besungene alte Bilderbibel seines Vaters ihm die Phantasie geweckt hatte und ihre „Bildergaben . . . Den spielvergeß'nen Knaben Nach Morgenland versetzten“. In Amsterdam, der großen See- und Handelsstadt, tat sich nun das völkerverbindende Meer vor ihm auf und steigerte sein Verlangen nach den Wundern der Ferne. Kein Wunder also, daß seine rege Phantasie sich des Fremdländischen und Abenteuerlichen dichterisch bemächtigte.

Um sich darüber klar zu werden, wie es kam, daß die erste Gedichtsammlung des jungen Dichters so blitzartig einschlug und so nachhaltig wirkte, daß sie in sechzehn Jahren vierzehn Auflagen erlebte, ist es nötig, einen Blick in das Empfindungsleben jener Tage zu werfen. Die Zeit war tatenlos; man fühlte sich allenthalben beengt und empfand Sehnsucht nach breiterer und kühnerer Entfaltung des Lebens. Die Lyrik, vorzugsweise mit der Darstellung der Empfindung

beschäftigt, zog die mehr oder minder individuellen Auffassungen in die Sphäre der Reflexion. Äußere Erscheinungen und Geschehnisse, zumal der gewohnten Auffassung ganz fernliegende Dinge, zum Gegenstande der lyrischen Poesie gewählt zu sehen, war etwas ganz Neues. Allerdings hatte man sich schon seit Goethes *Divan* mehrfach der dichterischen Behandlung des Morgenlandes zugewendet, aber doch nur in der Weise, daß man allgemein menschliche Stoffe, wie Liebe, Wein, Lebenserfahrung u. dgl., in orientalisierender Färbung behandelte. Auch Rückert hatte ja seine orientalisirte Gedankenlyrik in den Dienst seiner pantheistischen Weltanschauung gestellt. Aber Freiligraths farbenbunte, auf die Anschauung äußerer Dinge gestellte Dichtung war etwas ganz anderes. Sie stellte tatsächlich das fremdländische Leben dar und befriedigte den Stoffhunger der zeitgenössischen Lyrik. Gerade die bunten, zuweilen grellen Farben entsprachen dem Verlangen der Leser, die der Welterschmerzpoesie Lenaus, der wügelnden Zerrissenheit Heines usw. überfätt waren. Man empfand mit Genugthuung, daß in Freiligrath eine durchaus selbständige und geniale Dichterpersönlichkeit aufgestanden war. Bei dem allgemeinen Mißbehagen an den deutschen Zuständen wandte man sich gerade den neuen fremdartigen Stoffen mit Vorliebe zu, zumal sie mit solcher funkelnden Pracht und solcher Beherrschung der dichterischen Mittel dargeboten wurden. Man flüchtete sich gern aus dem Bereich der engen Interessen, aus der Welt lyrischer Selbstzerfaserung, und ließ sich durch die realistisch dargestellte Poesie des Meeres, der Wüste und des Urwaldes von der unerquicklichen Gegenwart ablenken. Es kam dem jungen Dichter zustatten, daß er Kaufmann war; denn als solchem lag es ihm weniger nahe, seine humanistische Schulbildung zu erweitern, als sich vielmehr an den modernen Literaturen zu bilden und sich für fremde Länder zu erwärmen, die der Welthandel in wechselseitigen Verkehr bringt. So wurde Freiligrath ein entschieden moderner Dichter, der „deskriptive Weltpoet“, wie ihn Gottschall genannt hat, der Poet, der „die kosmopolitische Ader der Zeit so wunderbar anregte“. Dazu kam, daß er in dichterischer Beziehung ein Selbmademan war. Zwar soll der Einfluß Viktor Hugos, den er so meisterlich übersetzt hat, nicht geleugnet werden, aber Freiligrath folgte doch keiner der damals tonangebenden literarischen Strömungen. Die tiefe Bescheidenheit seiner Natur behütete ihn vor der Selbstgefälligkeit, machte die schmeichlerische Huldbigung unwirksam und ließ ihn auf den Rat erfahrener literarischer Freunde achten. In eiserner Strenge gegen sich selbst ließ er nie etwas in das Publikum hinausgehen, was nach Mercks Wort an Goethe „die andern auch können“.

Nie hatte er die Wunder der Ferne mit eigenen Augen gesehen, aber seine poetischen Traumgesichte tragen dennoch fast immer den Stempel der Lebenswahrheit. Ein mächtiger Zauber wie aus den Märchen von Tausendundeiner Nacht wirkt aus seinen Liedern.

An diese kaleidoskopisch bunten, die Phantasie wie ein Haschischtraum fesselnden Bilder aus fernen Zonen denkt man wohl zuerst, wenn man Freiligraths

Namen nennt, und sie blendeten auch bei ihrem Erscheinen zuerst die Augen der Leser, aber poetisch höher zu bewerten sind doch die weniger glanzvollen Gedichte, in denen der Dichter uns dadurch persönlich näher tritt, daß er seine Stimmungen und kleinen Erlebnisse poetisch verklärt. Dahin gehören z. B. „Die Auswanderer“, „Die Bilderbibel“, die „Sandlieder“ usw. und auch manche balladenartige, wie z. B. „Rebo“, „Der Tod des Führers“, „Prinz Eugen“, „Der Blumen Rache“, „Geusenwacht“ und vor allem „Der ausgewanderte Dichter“. Hier finden wir überall Schlichtheit, Empfindungstiefe und Gedankenreichtum, also Vorzüge, gegen die z. B. der inhaltlich törichte „Löwenritt“ und so manches andre „tropische“ Gedicht trotz der gleißenden Farbenpracht nicht antommen können. Natürlich fehlte es den neu erschienenen Gedichten auch nicht an kritischen Gegnern. So richtete Heine in „Atta Troll“ eine freilich allzu bissige Satire gegen Freiligraths „Janitscharenmusik“, gegen „Löwenritt“ und „Mohrenfürsten“, z. B. „Singen nicht die Nachtigallen? Ist der Freiligrath kein Dichter? Wer besäng' den Löwen besser Als sein Landsmann, das Kamel?“ — Ferner warf man dem Dichter die Wahl fast ausschließlich fremdartiger Stoffe vor und fragte sich, ob er aus der fernen Wunderwelt überhaupt wohl den Rückweg in das Leben der Heimat finden werde. Nicht ohne Grund. Denn die Gefahr lag ja nahe, daß er, auf der bisher betretenen Bahn weiter schreitend, schließlich in Manier verfallen könnte. Freiligrath antwortete auf diesen Vorwurf, dessen Berechtigung er wohl fühlte, in dem Gedichte „Meine Stoffe“ in einem Ton der Resignation, aus dem hervorgeht, daß er damals noch, freilich mit Unrecht, für die Behandlung heimischer Stoffe nicht geeignet zu sein glaubte. Am meisten aber kränkte ihn der ganz ungerechtfertigte Vorwurf Dingelstedts und anderer, in seinen Liedern sei „mehr Huf- als Herzschlag zu verspüren“. Lieder, wie „Der ausgewanderte Dichter“, die „Sandlieder“ u. a. m. lassen das warme Herzblut des Dichters deutlich erkennen. Freilich trug die ungestüme Leidenschaftlichkeit seines dichterischen Wesens zum Teil mit die Schuld an dieser Verkennung. Seiner glühenden Phantasie sagten das Außerordentliche und Seltsame besonders zu, und hierbei überschritt er nicht selten die Grenzen des Schönen, verwechselte Kraft mit Höhe und zog das Gräßliche und Widerliche mit einem gewissen Behagen in den Bereich seiner Dichtung. Alle Pracht der Färbung kann dann den unangenehmen Eindruck nicht tilgen. Das ist z. B. der Fall in „Anno domini . . .“, „Die seidene Schnur“, „Scipio“, „Afrikanische Hulbigung“ u. a. Der Gipfel des Entsetzlichen vollends ist in „Schahingirai“ erreicht, und man kann nur bedauern, daß hohe dichterische Kunst dazu dienen muß, eine solche Scheußlichkeit darzustellen. Diese Verirrungen seiner Phantasie stoßen um so mehr ab, als das Gräßliche eben nur als Bild gegeben und weder durch Reflexion noch durch Empfindung irgendwie gemildert wird. In der Schilderung selbst aber zeigt Freiligrath eine hohe Meisterschaft, in der ihn nur wenige erreichen. Er beschreibt nicht äußerlich, sondern erfasst das Wesen der Dinge und stellt ihr inneres Leben dar. In homerischer Weise knüpft er die

Schilderung an eine Reihe von Handlungen an, so daß sie zu einem fortschreitenden Gemälde von höchster Anschaulichkeit wird. Gute Beispiele hierfür sind z. B. „Löwenritt“ und „Mirage“. In seinen Balladen tritt das epische Element mitunter zugunsten der Schilderung des Zuständlichen zurück. Das ist z. B. der Fehler im „Mohrenfürsten“; aber auch hier ist wieder die Schilderung, z. B. die des Wechsels der Stimmungen, höchst lebendig und prachtvoll anschaulich. Ein vorzüglicher Wurf ist „Der Blumen Rache“, worin dem Dichter, wie Zimmermann ihm schrieb, „etwas geglückt“ war, „wie Goethe auch nur einmal im „Erkönig“, nämlich ein ganz natürliches und schlichtes Ereignis in schönster Weise mythisch zu machen“. Vielleicht das wertvollste Gedicht der ersten Sammlung ist der unvollendete, aber doch ein Ganzes bildende Zyklus „Der ausgewanderte Dichter“, ein ergreifendes Schmerzenslied der Einsamkeit.

Zu der starken Wirkung der Gedichte trug sehr viel auch deren meisterhafte, dichterische Form bei: der Reichtum der Sprache, die Fülle neuer und kühner Bilder, die trotz einzelner Nachlässigkeiten sichere Behandlung des Versbaus und Reims. Bezeichnend für des Dichters Eigenart ist seine Vorliebe für den buntgefiederten, „exotischen“ Reim, wie Hoangho — Fandango, Sykomore — Trifolore usw. Man hat oft darüber gelächelt, aber die Reime dieser Art entsprechen doch meist dem Charakter des Gedichts und sind nicht mühsam herangezogen. Der bisher mißachtete Alexandriner wurde von Freiligrath wieder zu Ehren gebracht und nicht ohne Geschick behandelt; sein Ausfall auf den französischen Alexandriner ist freilich unberechtigt. Alles in allem betrachtet ist es kein Wunder, daß eine so eigenartige und fertige Dichternatur bei allen Mängeln und Schwächen auf die Leser eine ganz außerordentliche Anziehungskraft ausübte.

Als diese Gedichte erschienen, hatte sich die Entwicklung Freiligraths zum politischen Dichter schon vorbereitet. In der Zeit seines St. Goarer Aufenthaltes, also vom Mai 1842 ab, wurde sie jedoch erst abgeschlossen. Diese Wandlung war nicht, wie man lange geglaubt hat, der Einwirkung Hoffmanns von Fallersleben zuzuschreiben, sondern sie war das Ergebnis der Zeitumstände und einer im Wesen Freiligraths begründeten inneren Notwendigkeit. Die politische Lyrik ist ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts. Ihre Anfänge wurden schon durch die griechischen und polnischen Freiheitskämpfe hervorgerufen, aber ihren Höhepunkt, der durch Namen wie Herwegh, Dingelstedt, Bruß, Waldau, Beck, Hartmann u. a. bezeichnet ist, erreichte sie erst unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten. Die Unzufriedenheit mit dem patriarchalischen Absolutismus der Krone schuf sich damals in ihnen ein weithallendes Sprachrohr. Freiligrath hatte bisher fast nur als Dichter für die ihn eben beschäftigenden Stoffe gelebt, aber doch auch die Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse verfolgt, wenn auch anfangs noch mit der maßvollen Teilnahme des vormärzlichen Liberalismus. Schon in den zwei Gedichten für Eduard Dullers „Phönix“, eine belletristisch-artistische Zeitschrift (1835 bis 1838), hatte er politische Töne

angefschlagen, und die Maßregelung der Göttinger Sieben von 1837 hatte auch ihn erbittert, aber er war von der durch Herwegh, Dingelstedt usw. poetisch vertretenen Richtung im ganzen doch noch weit entfernt. Das beweist die berühmt gewordene Stelle in seinem Gedicht „Aus Spanien“: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte Als auf den Zinnen der Partei!“ Dieses Wort und der Umstand, daß Freiligrath seit Neujahr 1842 aus der Privatschatulle des Königs ein kleines Jahrgehalt von 300 Talern bezog, rief im Lager der Radikalen Mißtrauen und Groll hervor und gab zu einer heftigen literarischen Fehde Veranlassung. Besonders Herwegh griff Freiligrath an und bekämpfte ihn zuletzt in seinem „Duett der Pensionierten“ mit unedlen Waffen. Dieser Waffengang aber mit all seinem häßlichen Drum und Dran trug mehr als anderes dazu bei, daß Freiligrath sich der schiefen Stellung, in die er geraten war, klar bewußt wurde. Er zog die Folgerung daraus und legte sein Jahrgehalt in die Hände des Monarchen zurück, um von nun an völlig unabhängig dastehen zu können. Auch lernte er nun erst die Tendenzen seines Wesens gründlich kennen und sah, daß fortan sein Platz auf der Seite der Unterdrückten und des Volkes sei. Die politische Entwicklung bestärkte ihn in dieser Überzeugung. In dem Maße nämlich, wie der Nimbus des königlichen Scheinliberalismus schwand, hinter dem sich das starre Gottesgnadentum versteckt hatte, wurden die Maßnahmen der Staatsregierung immer reaktionärer. Sie äußerten sich in Absetzungen, Bücherverboten und in der Verschärfung der Zensur. So war es denn eine innere Notwendigkeit, die Freiligrath ins Lager der Opposition trieb. Weil er aber ein Dichter war, dem ein Gott gab zu sagen, was er litt, so mußte er es eben auch sagen. Er tat das in einer zweiten Gedichtsammlung, dem „Glaubensbekenntnis“ (1844), obwohl er wußte, daß bittere Lebenskämpfe die Folge sein würden. Das diesen Streitgedichten vorangestellte prosaische Vorwort rechtfertigt die Wendung zur politischen Dichtung und weist die Anschuldigung eines „bühlerischen Fahnentausches“ energisch zurück. Der Dichter ist in dieser zweiten Sammlung derselbe, der er in der ersten war; nur der Stoff war ein anderer geworden, aber nicht die Art der poetischen Erfassung und Behandlung. Auch hier finden wir die gedrungene Kraft des Gedankens, die Greifbarkeit der Darstellung. Während Herwegh nur allgemeine Forderungen in schön klingenden Phrasen aussprach und Dingelstedt und Hoffmann nur satirisch reflektierten, zeichnete Freiligrath mit hoher Gestaltungskraft anschauliche Einzelbilder, wie „Am Harz“ und „Aus dem schlesischen Gebirge“. In seinem „Hamlet“ führt er den Vergleich „Deutschland ist Hamlet“ geistreich durch und beklagt mit tiefem Schmerz die unwürdige und kraftlose Rolle, die Deutschland in Europa spielte. Vielleicht das schönste Gedicht der Sammlung ist „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte“, worin die glaubensstarken Worte stehen: „Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!“ Mit meisterhafter Ironie wendet er sich im „Kinderlied von St. Nikolaus“ und in den „Zwei Flaggen“ gegen das despotische

Rußland, und grimmige Predigten über die schwächliche Haltung der preußischen Regierung sind „Die weiße Frau“, „Vom süßen Brei“ und „Im Himmel“. Auch das „Glaubensbekenntnis“ erzielte daher eine gewaltige Wirkung, und man las es um so eifriger, je mehr die Polizei nach den von der Zensur in die Acht getanen Büchern fahndete.

Der Dichter hatte sich inzwischen in die selbstgewählte Verbannung begeben und schließlich in der Schweiz ein Asyl gefunden. In der schwülen Atmosphäre des politischen, sozialen und religiösen Radikalismus, die hier im Kreise der vormärzlichen Verbannten, wie Arnold Ruge, Karl Heinzens usw. herrschte, wurde nun auch Freiligrath offen zum roten Revolutionär und ließ aufreizende, nach Blut und Pulver riechende Marseillaisen in die Welt fliegen. Im Jahre 1846 erschien die kleine Sammlung „Ça ira!“. Man kann die politischen Anschauungen des Dichters beklagen oder verdammen, aber man muß auch in diesen wilden Revolutionärgedichten die hohe Kunst bewundern, mittels welcher der Empfindungsgehalt mit großartigem Schwung des dichterischen Ausdrucks stets in ein höchst anschauliches Bild, in eine dramatisch-packende Handlung hineingewoben ist. — Zwei Jahre später war die Zeit des Harrens um; heulend kam der Sturm geflogen. Im Februar des tollen, heiligen Jahres ging's in Paris los, dann in Wien, Berlin und andern Orten. Mit fiebernder Erregung folgte Freiligrath natürlich den sich überstürzenden Ereignissen. „Ich will nicht der Soldat sein,“ schrieb er damals aus England, wo er beim Ausbruch der Revolution lebte, an einen Barmer Freund, „der vom Schlachtfelde defertiert!“ Poetische Sturmvoegel, „Im Hochland fiel der erste Schuß“, „Requiescat“, „Schwarz-Rot-Gold“ usw., ließ er voranflattern, dann kam er selbst und nahm in Düsseldorf Wohnung. Als „Trompeter der Revolution“ wollte er mit der hinreißenden Werbekraft seiner Poesien wirken. Unter allen seinen erbitterten, poetischen Schlachtrufen des Parteifanatismus erzielte den gewaltigsten Erfolg sein großartiges Gedicht „Die Toten an die Lebenden“, nach Gottschalls treffender Charakteristik „eine grell beleuchtete Revolutionsstudie, eine düster flackernde Hymne des Aufstandes“. Die überaus scharfe Sprache, mit der Freiligrath hier durch den Mund der gefallenen Märzkämpfer das lebende Geschlecht zum letzten blutigen Freiheitskampfe mahnt, zog ihm Verhaftung und Anklage zu. Das Schwurgericht sprach ihn jedoch unter dem brausenden Jubel der Menge im Saale und draußen auf den Straßen am 3. Oktober frei. Seine Gedichte aus jener Zeit erschienen meist als Flugblätter oder in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ in Köln, die von Karl Marx in demokratisch-revolutionärem Sinne geleitet wurde, später gesammelt als „Neuere politische und soziale Gedichte“ (1849 bis 1851). Sie alle sind maßlos wild, aufstachelnde Klänge eines glühenden, fanatischen Jakobinertums, aber wir Epigonen sind ja in der glücklichen Lage, sine ira et studio lediglich ihre poetische Kraft und Schönheit zu genießen, und wir spüren auch in ihnen den pochenden Herzschlag des Dichters, die heiße Blut für die Ideale Vaterland und Menschheit,

denen er sein ganzes Leben lang „trotz alledem und alledem“ treu geblieben ist. Eine Nachlese aus der unpolitischen Periode seines dichterischen Schaffens brachte 1850 die Sammlung „Zwischen den Garben“. Sie enthält einige liebliche Gedichte, wie die drei herrlichen Liebeslieder aus des Dichters Unkeler Zeit, ferner „Rolandsack“, das tiefempfundene „O Lieb, solange du lieben kannst“; daneben auch freilich manches Bizarre, wie z. B. „Das Hospitalschiff“ u. a.

Um den neuen Preßprozessen und der abermaligen Verhaftung zu entgehen, die wegen der „Neueren politischen und sozialen Gedichte“ sicher zu erwarten waren, zog Freiligrath, diesmal jedoch für siebzehn Jahre, abermals nach England. Schwer lastete dort das freudlose Leben der Verbannung auf dem Flüchtling, der in ungeliebter, harter Fronarbeit auf dem Kontorstuhle sich und seiner köpferreichen Familie das tägliche Brot erwerben mußte. Auch Zeiten der bitteren Not kamen bisweilen, in denen er sich kaum über Wasser halten konnte. Nur das Glück seines Ehe- und Familienlebens gab ihm immer wieder Trost und Kraft. Da galt es, literarischen Nebenverdienst zu suchen. So besorgte er für Hallberger in Stuttgart eine gute Auswahl englischer Lyrik in der Sammlung „Rose, Thistle and Shamrock“. Nur noch selten und nur bei besondern Anlässen kam der Dichter, der nunmehr jeder politischen Agitation grundsätzlich aus dem Wege ging, zu eigenem poetischen Schaffen, wie z. B. anlässlich der Schillerfeier 1859 und des Todes Johanna Kinkels. Dagegen widmete er sich fleißig der Übersetzerarbeit, die ja seine ganze dichterische Entwicklung begleitet hatte. Als Übersetzer französischer, englischer und amerikanischer Dichtungen ist Freiligrath hochbedeutend. Schon in Amsterdam hatte er den ihm so wesensverwandten Viktor Hugo meisterlich ins Deutsche übertragen, später Molière, Muffet, Raboul, dann Shakespeares „Venus und Adonis“ und englische Gedichte von Fel. Hemans, Th. Moore, Tannahill, Burns, Tennyson, Longfellow usw., zuletzt noch die Amerikaner W. Whitman und Bret Harte, die durch ihn eigentlich erst dem deutschen Publikum bekannt wurden. Seine Übersetzungen sind ausgezeichnet durch Treue, echt poetischen Geist und Schönheit der Sprache, so daß man bei der Lektüre durchaus nicht an die fremdländische Herkunft erinnert wird.

Die weltgeschichtlichen Ereignisse von 1866 hatten in Preußen Regierung und Parlament ausgesöhnt und den politischen Flüchtlingen eine umfassende Amnestie gebracht. Freiligrath wollte indes seine Rückkehr ins Vaterland keinem Gnadenakte verdanken. Seine Freunde und Verehrer aber machten den schon oft erwogenen Gedanken, es sei Pflicht des deutschen Volkes, dem in Sorgen alternden Dichter und Kämpfer auf deutschem Boden einen gesicherten Lebensabend zu bereiten, nunmehr zur Tat. Von Barmen ging der erste Aufruf zu einer Nationalspende für Freiligrath aus. Er erschien im April 1867 in der „Gartenlaube“, eingeleitet durch ein schwungvolles Werbegegedicht des rheinischen Poeten Emil Rittershaus, und wurde nicht nur in der gesamten liberalen Presse, sondern auch in Blättern anderer Richtungen abgedruckt. Auch in England und nicht zum mindesten in Amerika regte sich der Sammeleifer. Das Ergebnis

aller Sammlungen und der Erträge aus Vorträgen, Freiligrath-Abenden usw. war sehr erheblich, gegen 60000 Taler. Parteiunterstützungen hatte der Dichter stets entschieden abgelehnt, aber die Gabe nationaler Liebe und Treue durfte er ohne Bedenlichkeiten entgegennehmen. Er hatte stets geglaubt, nur die Revolution werde ihn wieder in die Heimat zurückführen; nun war es anders gekommen, das ganze Volk rief ihn, und kein gesetzliches Hemmnis stand seiner Rückkehr im Wege. So kam er denn mit Freuden. Aber nicht in Preußen wollte er wohnen als ein stillschweigend Begnadigter — denn die 1851 gegen ihn eingeleitete Untersuchung war niemals abgeschlossen worden —, sondern er wählte die schwäbische Hauptstadt zum Ruheitz seines Alters. Seine Reise rheinaufwärts bis Mannheim war ein einziger Triumphzug, besonders glanzvoll war der ehrende Empfang in Köln. Tiefbewegt durch alle Liebe und Treue, die ihm in so überwältigender Weise entgegengebracht wurde, konnte er nur stammelnd Dank sagen. Dann ging's nach Stuttgart. In den letzten Lebensjahren wohnte der Alte in dem nahen Kannstatt. Noch einmal besuchte er die lippische Heimat; auch diese Fahrt zeigte ihm aufs neue, wie gefeiert sein Name war.

In trüber Zeit hatte er seine feste Zuversicht auf das dereinstige Aufblühen der Wunderblume Deutschland ausgesprochen, und nun sollte diese Hoffnung, die ihn nie verlassen hatte, zur beglückenden Tatsache werden. Alldeutschland zog in Frankreich hinein, und der Traum von einem einigen, mächtigen Vaterlande ging in glorreiche Erfüllung, freilich auf eine ganz andre Weise, als der alte Idealist von 1848 gewähnt hatte. Von seinen Empfindungen beim Beginn jener großen Zeit legt ein Brief Zeugnis ab, den er damals an einen Düsseldorfer Freund schrieb. Darin heißt es: „Daß ich mit jeder Faser meines Herzens deutsch bin und mich in aller Sorge stolz und gehoben fühle durch das einige, einheitliche Vorgehen Deutschlands, brauche ich Dir nicht zu sagen. Es ist eine schwere, aber auch eine große Zeit, und ich hoffe zu Gott, daß Deutschland größer, stärker, herrlicher aus dem Kampfe hervorgehen wird, als es je zuvor gewesen ist.“ — Und nun wallte der fast schon versiegte Born der Lieder noch einmal machtvoll auf. In wildbewegter Vergangenheit war Freiligrath der „Trompeter der Revolution“ gewesen, jetzt war er mit der Gestaltung, welche die Dinge im Vaterlande genommen hatten, völlig ausgesöhnt, und sein von der einen Empfindung volles Herz machte ihn nun zum patriotischen, zum nationalen Dichter. Der frivolen Kriegserklärung des Kaiserreichs schleuderte er als poetische Antwort sein zornflammendes, siegeszuversichtliches „Hurra, Germania!“ entgegen, und den Toten sang er in seiner „Trompete von Bionville“, wohl der schönsten Perle der gesamten Kriegslyrik von 1870/71, ein ergreifendes Gedächtnislied. Sein „Wolfgang im Felde“ ist dem ältesten Sohne, Wolfgang, gewidmet, der aus England herbeigeeilt war, um sich im Kriege als Samariter zu betätigen, und in „Freiwillige vor!“ fordert der Dichter im Namen des Kölner Weihnachtsbasars zu Spenden auf für die Familien der im Felde

stehenden Landwehrmänner und Reservisten. In allen diesen späten Gedichten zeigt der greise Poet dieselbe Tiefe der Empfindung, dieselbe Glut der Beredsamkeit, die auch den früheren eigen ist.

Zwei Jahre nach dem Kriege traf ihn ein herber Schicksalsschlag, von dem er sich nicht mehr erholen konnte: sein im blühendsten Jünglingsalter stehender zweiter Sohn, Otto, starb am Scharlachfieber. In der Arbeit suchte der bis ans Ende tätige Mann seinen Trost. Sie galt in den letzten Lebensjahren der Herausgabe von Hallbergers „Illustrated English Magazine“, der bekannten Halbmonatsschrift. Da ein schweres Leiden, zunehmende Verfettung des Herzens, ihn ergriffen hatte, suchte er Heilung in Klosters im Prättigau. Es war vergeblich, und er fühlte, daß es zu Ende ging. Seine letzte große Freude war, daß Wolfgang mit seiner jungen Frau aus Amerika ins Elternhaus zu Besuch gekommen war. In der Frühe des Morgens vom 18. März 1876 verschied der alte Poet und Freiheitsmann nach ganz kurzem Todeskampfe in seinem Lehnstuhl. Auf dem Rannstatter Friedhofe fand er seine letzte Ruhestätte, die seit Sommer 1878 mit seiner auf granitnem Sockel aufgestellten Büste von Donndorfs Meisterhand geschmückt ist.

In dem hochbegabten, tief empfindenden Poeten war zugleich ein ganzer Mann dahingegangen, ausgezeichnet durch starken Charakter, markig, knorrig und zäh wie die Eichen seiner geliebten westfälischen Heimat, zugleich aber von tiefem, goldklarem Gemüt. An den Seinen hing sein Herz mit unerschöpflicher Liebe; für sie sorgte er in seltner Pflichttreue und in harter Arbeit, um ihnen die Unabhängigkeit zu erhalten. Mit Charakterfestigkeit hielt er in dem herben Flüchtlingsleben an seinen Überzeugungen und Hoffnungen fest; aber er stand doch nicht in Groll und Verbissenheit beiseite, als in der Heimat die Dinge anders kamen, denn er geträumt hatte, sondern er söhnte sich damit völlig aus und freute sich aus ehrlichem deutschen Herzen der neuerstandnen Größe und Einheit des von ihm so heißgeliebten Vaterlandes. Sein Wesen war reinste Lauterkeit; nie hat er eine unredliche Handlung begangen, nie eine unedle Denkweise gezeigt. Mit rührender Bescheidenheit verhielt er sich gegenüber den zahlreichen Huldigungen, der rühmenden Anerkennung seiner Verdienste. Wo es seine Ehre galt, war er hart und unbeugsam, seinen Mitmenschen gegenüber voll unergründlicher Herzensgüte, in Wahrheit eine Anima candida.

